

ICH MUSS DAS GUT MACHEN

Wer sich als Stiefvater in einer Familie seinen Platz erkämpfen will, bezahlt einen hohen Eintrittspreis.

Von Reto Hunziker



Die «zweiten Väter» haben wenig zu lachen.

Es war wie ein Tritt in den Magen, schlimmer als jede Ohrfeige, die ich mir hätte vorstellen können. Den ganzen Tag hatte ich mir die Seele aus dem Leib gespielt, mich beim Fussball wie ein Hampelmann aufgeführt, Spielregeln erklärt, Stimmen imitiert und Soundeffekte nachgeahmt, im Dreck gewühlt, aufmunternde Worte gefunden und verdammt viel Geduld gehabt. Und dann das: «Arschloch», höre ich es aus seinem Schlafzimmer murmeln. Mein «Stiefsohn» Ben, fünfeinhalb, hat mit einem Wort all meine Bemühungen zunichtegemacht, mich, vor Erschöpfung ohnehin schon fast am Boden liegend, mit zwei Silben niedergestreckt. Ich fühle, es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich heulen muss.

«Was mache ich hier eigentlich?», frage ich mich nicht zum ersten Mal in den letzten Wochen. Denn so war das nie geplant. Bis vor kurzem wäre für mich eine Mutter als Partnerin nie infrage gekommen. Was sollte ich, 28, ein Erwachsener, der das Kind in sich mit Leichtigkeit und Überzeugung erhalten hat, mit einem echten Kind anfangen? Das wollte ich lieber den richtigen Erwachsenen überlassen, die nicht mehr in Clubs gehen, die keine zweideutigen Sprüche mehr klopfen oder einen Tag lang nur fernsehen. Ein Kind, so war ich überzeugt, würde für mich — erst später einmal, mit 36 oder so — das Ende meiner Jugend bedeuten.

Die wenigen Male, bei denen ich mit Kindern in Kontakt kam, fühlte ich mich unbeholfen und überfordert. Zum Beispiel damals, als ich mit dem Fahrrad am Kindergarten vorbeifuhr und mir ein Bub etwas hinterherrief — «hey, du Schwuli» oder so. Völlig perplex fragte ich mich, ob ich vom Rad steigen und dem Jungen eine Lektion erteilen sollte, darüber, dass es unhöflich sei, so etwas zu sagen, und falsch. Ich malte mir aus, wie er mich auslachen und anspucken würde, sodass mir nichts anderes übrig bliebe, als ihn zu ohrfeigen. Und das fand ich erschreckend. Nein, Kinder und ich, befand ich, passten nicht zusammen.

DER KLEINE «KUMPEL»

Dann verliebte ich mich in diese Frau, nennen wir sie der Einfachheit halber Mami. Ich ahnte noch nicht, dass wir einmal zusammenkommen würden, als sie mir erzählte, dass sie, gleich alt wie ich, noch verheiratet sei und ein Kind habe. Vielleicht verdrängte ich es auch, weil ich

mir ohnehin nicht vorstellen konnte, was das für mich bedeuten würde. Und dann war es schon passiert, ich hatte mich für das Gesamtpaket, die Patchwork-Familie, entschieden.

Anfangs lief es erstaunlich rund. Mami hatte Ben prophylaktisch von mir vorgeschwärmt. Und ich hatte mich bei ihm clever mit einer Rolle Smarties eingeschleimt. «Wenn man auf ihn eingeht, gibt er viel zurück», versprach mir meine Freundin. Also tat ich vorerst alles, um Ben zu gefallen. Denn es war offensichtlich, dass wir gut miteinander zurechtkommen mussten, wenn die Beziehung zwischen Mami und mir von Dauer sein sollte. Ich spielte mit ihm Einbrecherlis oder Autounfälle, vermied jeden Streit und wunderte mich, dass ich nach einem halben Tag schon erschöpft war.

Bereits nach wenigen Wochen sprach er von mir als von seinem «besten Freund», nannte mich Reto-Raketo und behandelte mich wie jemanden, den er schon ewig kennt. Ich selbst freute mich über den kleinen «Kumpel» und war überrascht, wie viel einfacher das alles war, als ich mir ausgemalt hatte.

Dass meine Freunde sich über mich lustig machten und behaupteten, ich hätte mir etwas «unterjubeln» lassen und sei rückwirkend mit 23 Vater geworden, kümmerte mich wenig. Im Gegenteil, eine Freundin mit Kind zu haben, birgt auch Vorteile: Die Kinderfrage ist fürs Erste vom Tisch, das bedeutet kein Druck, kein Interessenskonflikt und keine folgenreiche Entscheidung. Die biologische Uhr ist bis auf weiteres im «Schlummer-Modus». Ausserdem habe ich weder Alimente zu zahlen noch Verantwortung zu tragen. Das ist Familie light, so ähnlich wie ein Leasingvertrag.

Doch es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass mein Stiefsohn ein, wie man in Elternsprache so schön euphemistisch sagt, ganz «Aufgeweckter» ist. Er schläft kaum, hat massenhaft Energie und wird sie alleine nicht los. Er kann (und will) den ganzen Tag fast ohne Pause durchspielen, lärmern oder kämpfen. Schon möglich, dass er manchmal auch ganz leise einen Comic anschaut oder für sich spielt, wie Mami sagt. Aber nicht, wenn ich da bin, dann muss nonstop etwas los sein. Dass Mami und ich uns in seiner Gegenwart unterhalten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. In all seine Tätigkeiten werden wir miteingebunden, müssen — «lueg, lueg!» — zuschauen, wie der Dino das Playmobil-Mädchen frisst, vor-

lesen, was Donald auf Seite 52 gerade sagt, oder ihn an der Hand halten, weil er auf dem Zaun balancieren will. Während ich denke: Entweder er Ritalin oder ich Valium. Diese Überdrehtheit, diese völlige Vereinnahmung — es ist, als würde er meine Energie abzapfen. Am liebsten würde ich mich auf den Boden werfen, «täubeln» und betteln, dass jetzt meine Bedürfnisse — Ruhe, Sex, Ruhe — befriedigt werden. Doch stattdessen ringe ich mit meinen Emotionen, kämpfe mit starker Ermüdung, väterlichen Gefühlen und Aggressionen.

SCHÖNWETTERPAPI

Und das, obwohl ich sozusagen ein Teilzeit- oder Schönwetterpapi bin. Meistens verbringe ich nur einen Abend, einen Nachmittag oder höchstens einen Tag mit Mutter und Kind. Wenn ich bei meiner Freundin übernachtete, stehe ich nachts nicht wegen ihm auf, bleibe im Bett liegen, wenn er Mami morgens zum Aufstehen zwingt, und binde ihm höchstens mal die Schuhe. Mit den wirklich komplizierten Dingen wie Ins-Bett-Bringen oder Inden-Chindsgi-Kriegen habe ich gar nichts zu tun. Warum tue ich mich mit etwas schwer, das jeder Pfadileiter hinkriegt?

Auch meine Versuche, in Konfliktsituationen jeweils gesunden Menschenverstand walten zu lassen, schlugen fehl. Denn bei Kindern muss man nicht mit Logik kommen wollen, sie sind die unlogischsten und paradoxesten Wesen, die es gibt. So haben sie einerseits ein übertriebenes Selbstvertrauen («ich bin der Stärkste», «ich bin der Schnellste», «schau mal, was ich alles kann»), bringen aber die simpelsten Dinge, wie mit einer Gabel essen, nicht auf die Reihe. Die Jungen sind fasziniert von Gewalt und Waffen, kriegen aber sofort Angst, wenns in der Zentralheizung knackt. Sie piesacken, sind aggressiv, doch kaum sind sie müde oder haben irgendwo ein Bobo, wollen sie Zärtlichkeit. Sie schöpfen sich zu viel, essen aber nicht auf, sagen, sie hätten keinen Hunger mehr, und wollen dann doch noch Dessert. «Wer A sagt...», weiter kommen Kinder nicht. Ja wie soll man denn da vernünftig argumentieren?

Da ich keine anderen Kinder kenne, bin ich gezwungen, meine eigene Kindheit als Referenz hinzuzuziehen. Meine Erinnerung ist jedoch verklärt: Ich bin überzeugt, dass ich mit fünf von alleine ins Bett gegangen bin, mich selbst angezogen und meinen Teller immer leer gegessen habe. →

Aber was habe ich schon zu sagen? Schliesslich bin ich von aussen dazugeschossen und nicht die unangefochtene Nummer eins, der biologische Vater. Meine Rolle in unserem Dreiecksgespann ist denn auch schwer zu definieren: Bin ich Ersatzpapi, Freund oder bloss gern gesehener Gast? Darf ich mich überhaupt einmischen, Vorschriften machen oder ihn zurechtweisen?

Wenn es nach Ben geht, habe ich meine Rolle jedoch längst gefunden: Ich bin zuerst einmal sein Spielfreund und erst dann der Lebenspartner von Mami. In unserer Dreiecksbeziehung entsteht dadurch allerdings ein ganzes Geflecht aus Eifersucht: Ben ist eifersüchtig auf die Aufmerksamkeit, die ich von Mami kriege. Aber auch auf Mami, weil sie mich davon abhält, mit ihm zu spielen. Ich auf ihn, weil Mami kaum wütend auf ihn sein kann und sein Wille nur zu oft geschieht. Und auf meine Freundin, weil sie die Gelassenheit längst hat, die ich mir noch erkämpfen muss.

Bis es so weit ist, reagiere ich oft ungewollt wie ein Papa oeconomicus: Ich erwarte Dankbarkeit in Form von etwas Ruhe nach einem komplett verspielten

Nachmittag. Anders gesagt: Ich verlange Kompensation für meine Leistung. Oder ich ertappe mich, wie ich Ben volles Bewusstsein unterstelle: Der simuliert doch, denke ich, wenn er abermals krank ist. Der macht das mit Absicht, schießt es durch meinen Kopf, wenn er schon wieder nicht einschlafen kann. In solchen Situationen ist Selbstmitleid mein Trost. Der leibliche Vater, in dessen Schatten ich unweigerlich stehe, hätte damit keine Probleme. Weil er bedingungslos liebt. Aber ich muss mir die Liebe ja erst im Stile eines Sisyphos erarbeiten.

ALLES TOTAL ÜBLICH

Gewisse Dinge sind wohl aber einfach normal: das Pudding-Zermanschen, die ersten Fluch-Versuche, das exzessive Rülpsen. Dass ein Fünfjähriger ungeduldig ist, unbescheiden, ständig krank, immer fordernd, aber undankbar — alles total üblich. Es ist nun mal ein schmaler Grat zwischen Auf-die-Nerven-Gehen und süsssem Kindsein.

Immerhin kriege ich ab und zu auch eine Entschädigung, die meine Ego-Probleme wieder etwas relativiert. Zum Beispiel, wenn er mich wie damals nach dem

Fussballspiel — Mami war schon vor uns nach Hause gegangen — einfach bei der Hand nimmt. Obwohl wir keine Strasse zu überqueren haben. Oder wenn wir versuchen, die Augen in Spongebobs Augenhöhlen zu spülen, und immer wieder in Gelächter ausbrechen.

Zwar war es sein Vater, der Ben beigebracht hat, Fahrrad zu fahren. Doch wenige Tage zuvor war ich neben ihm hergerannt, weil er sich fürchtete, ohne Stütze zu fahren. Manchmal isst er sogar eine Karotte, bloss weil ich eine esse. Dann habe ich das Gefühl, ich sei mehr als nur ein Freund, der manchmal zum Spielen vorbeikommt.

Ich weiss auch, dass es ihm nicht recht ist, dass er mich «Arschloch» genannt hat. Ich gebe mein Bestes, um es ihm nicht übelzunehmen. Einen Tag nach dem Vorfall schenkt er mir einen Brief, den er Mami diktiert hat: Es tut mir leid, steht im Brief, du bist mein bester Freund. Wieder könnte ich heulen. ●

RETO HUNZIKER ist Reporter bei Tagesanzeiger.ch/Newsnetz.
reto.hunziker@tages-anzeiger.ch

Spenden Sie, damit Pascal dabei sein kann.



Die Stiftung Cerebral hilft in der ganzen Schweiz Kindern wie Pascal und deren Familien. Zum Beispiel mit Massnahmen zur Förderung der Mobilität. Dazu brauchen wir Ihre Spende, ein Legat oder Unternehmen, die einzelne Projekte finanzieren. Helfen Sie uns zu helfen.



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Erlachstrasse 14, Postfach 8262, 3001 Bern,
Telefon 031 308 15 15, PC 80-48-4, www.cerebral.ch

Terminplanung im Griff mit [planer.search.ch]



[search.ch]